

Interview mit Karin Schwiter, Geografin und Geschlechterforscherin an den Universitäten Basel und Zürich

Rollende Rollenbilder

Karin Schwiter hat über die Lebenspläne junger Erwachsener geforscht. Die heutigen Mittzwanziger sind auf halbem Weg: Nicht mehr das Geschlecht, sondern individuelle Entscheidung bestimmt Beruf und Lebensweise. Doch die Wahl ist nicht völlig frei, weil Geschlechterstereotype heimlich fortwirken. Dafür gilt alle Unbill neuerdings als selbstverschuldet...

Interview: Christoph Schlatter

VPOD-Magazin: Karin Schwiter, du hast für deine Doktorarbeit 24 junge Erwachsene von Mitte 20 über ihre Lebenspläne punkto Beruf und Familie befragt.

Karin Schwiter: Ja. Und der Dissertation folgte ein weiteres Projekt mit 32 Befragten, wobei diesmal einerseits Menschen mit geschlechtstypischen, aber auch solche mit betont untypischen Berufen – der Krankenpfleger, die Elektrikerin – gleichermaßen vorkamen. Ziel dieser qualitativen Forschung war es beide Male, die immer wieder auftauchenden Erzähl- und Erklärungsmuster dieser Generation freizulegen.

7. März 2015: Alle nach Bern!

Die Gewerkschaften und Frauenorganisationen rufen für 7. März 2015 zur Grossdemo nach Bern. Die Durchsetzung der Lohngleichheit kommt in eine neue Phase. Nötig sind Massnahmen im Gesetz. Ein Entwurf wird Ende 2014 vorliegen. Im Frühjahr 2015 kommt auch das Reformprojekt Altersvorsorge 2020 in die parlamentarische Beratung. Die Gewerkschaften lehnen eine Erhöhung des Rentenalters der Frauen ab – auch, weil das den ersten Schritt zu einer allgemeinen Erhöhung des Rentenalters darstellt. Solange es keine Lohngleichheit gibt, sagen auch die Frauendachorganisationen Nein zu AHV-Alter 65. Um Massnahmen für die Lohngleichheit durchzusetzen und unseren Widerstand gegen eine Erhöhung des Frauenrentenalters deutlich zu machen, braucht es sehr viel Druck, auch von der Strasse. Am 7. März 2015 wollen wir diesen Widerstand zum Ausdruck bringen, mit einer kraftvollen, freudvollen, solidarischen Demo in Bern! Darum: Datum im Kalender rot einkreisen! Am 7. März alle nach Bern!

Deine Befunde bringen Widersprüche zum Vorschein. Widerspruch Nummer 1: die Berufswahl. Frauen dürfen alles, Männer auch. Am Ende wählen die meisten doch geschlechtstypische Wege.

Unsere Gesellschaft geht davon aus, dass man seinen Beruf frei wählen kann. Die Einmischung der Eltern, die Vorgaben des sozialen Milieus werden nicht mehr akzeptiert. Ich will einen Beruf, der zu mir passt, zu dem ich passe, sagen die jungen Leute. Was dabei herauskommt, ist, wie du richtig feststellst, bei Frauen und bei Männern sehr unterschiedlich.

Wie kommt das?

Unsere Forschung hat gezeigt, dass die Frage «Was willst du später einmal werden?» schon im Kindergartenalter geschlechtstypisch beantwortet wird. Die befragten Männer erinnern sich meist an Berufswünsche wie Pilot oder Feuerwehrmann, Frauen nannten Krankenschwester oder Ballerina. Schon Kinder «wissen», welche Berufe «passen», und werden von ihrem Umfeld beständig darin bestärkt. Folglich öffnet sich das Spektrum in den folgenden 10 Jahren nur bei wenigen. Wenn die 15-, 16-Jährigen vor der Entscheidung für eine Ausbildung oder eine weiterführende Schule stehen, sind bei den meisten Jungs immer noch männertypische, bei den Frauen immer noch frauentypische Berufe aktuell.

Und bei jenen, die eine atypische Wahl treffen?

Sie brauchen zusätzliche Unterstützung, weil sie nach wie vor auf Widerstand stossen. Ein Krankenpfleger hat zuerst einen anderen Beruf gelernt: In der zweiten Sek, so sagt er, wäre es unmöglich gewesen, seinen Wunsch zu nennen. Da hätte man ihn ausgelacht oder als Weichling hingestellt. Atypische Wahl, so haben wir beobachtet, braucht häufig eine Art Mentor. Eine Mathelehrerin, die Sophie bestärkt. Einen Vater, der Lena seit je mit auf die Baustelle nahm.

Ich vermute, dass es einen Unterschied macht, ob frau einen «Männerberuf» oder mann einen «Frauenberuf» wählt. Ersteres dürfte auf geringeren Widerstand stossen: Starke Frauen, die in männliche Domänen eindringen, sind cool. Umgekehrt gelten Männer in frauentypischen Berufen vielleicht eher als verschoben...

In den Interviews zeigt sich hier eine Ambivalenz. Die Elektrikerin, die IT-Fachfrau



Karin Schwiter ist Forschungsgruppenleiterin am Geografischen Institut der Universität Zürich und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Soeben hat sie ein Gastsemester als Assistenzprofessorin in Vancouver absolviert. Sie wohnt in Lachen (SZ) und politisiert für die SP im Schwyzer Kantonsrat. Beim VPOD ist sie seit 2010. (Foto: Christoph Schlatter)

erfahren aus ihrem Umfeld Aufmunterung: Toll, dass du dich traust! Herausfordernd ist es für sie eher im Beruf selber: Da müssen sie immer wieder Zweifel der Kollegen verschleichen, müssen zeigen, «dass auch eine Frau das kann». Eine Elektrikerin erzählte uns, dass sie auf jeder neuen Baustelle, die sie betritt, erst einmal skeptisch beäugt wird. Bei den jungen Männern etwa in Pflege- oder Betreuungsberufen ist es gerade umgekehrt. Der Krankenpfleger wird von seiner Station begeistert aufgenommen: Endlich haben wir auch einen Mann! Aber am Abend, am Stammtisch, ist er mit seinen Geschichten von der Arbeit nicht der Held. Kurz: Es gibt für beide Gruppen Widerstände zu überwinden, aber bei beiden zeigt sich auch ein grosser Stolz aufs Erreichte. Die jungen Erwachsenen sind auffallend glücklich in ihren Berufen und überzeugt, dass sich ihr untypischer Weg gelohnt hat.

Geschlechtstypische Berufswahl dürfte auch etwas mit der Gewichtung von Lohn und von Karriereöglichkeiten zu tun haben.

Tatsächlich sind viele frauentypische Berufe noch immer weniger gut bezahlt. Sie haben weniger Aufstiegschancen, erfahren weniger



gesellschaftliche Wertschätzung. Sie bieten dafür oft bessere Möglichkeiten für Teilzeitarbeit. Das kann ein Vorteil sein, wenn Kinder geplant sind.

Frauen mit Kinderwunsch antizipieren also das berufliche Zurückstecken.

Ja, wobei ich das Problem unabhängig vom Geschlecht eher darin sehe, dass etwa eine Reduktion des Pensums nicht in allen Berufen gleich gut möglich ist. Viele männlich geprägte Berufsfelder erwarten nach wie vor Vollzeitverfügbarkeit. Das schafft dann nicht nur für Väter, sondern auch für die seltenen Mütter in diesen Bereichen Probleme, wenn sie kinderbedingt kürzer treten wollen. Die Landschaftsgärtnerin findet sich ab mit der Perspektive, dann halt an der Kasse des Gartencenters zu arbeiten, wenn sie auf 60 Prozent herunterfährt. Nur dort hat es Teilzeitstellen. Es gibt also einen Preis für dieses Zurückstecken, nämlich die Gefahr, beruflich auf ein Abstellgleis zu geraten. Derzeit sind Frauen noch eher als Männer bereit, diesen Preis zu zahlen. Und viele gehen unter dieser Perspektive gar nicht erst in solche Berufe, obwohl sie das Interesse und die Fähigkeiten dazu hätten. Die Schweiz verliert dadurch viele Talente.

Oder viele Kinder – wenn diese Frauen auf Nachwuchs verzichten...

Genau: Kinderhaben ist heute für junge Erwachsene nichts Selbstverständliches mehr, das in der Natur der Dinge liegt. Sondern eine individuelle Entscheidung, ein «Projekt», das man zu gegebener Zeit in Angriff nimmt. Freiwillig zwar, aber durchaus nur unter bestimmten Voraussetzungen: Die Ausbildung soll abgeschlossen, einige Berufsjahre sollen absolviert sein. Genug Geld soll da sein. Und eine stabile Partnerschaft, die sich bereits einige Zeit bewährt hat. Das Paar entscheidet zwar selbst, aber unter hohen gesellschaftlichen Erwartungen – weshalb viele die Familiengründung auf später verschieben. Kinderhaben

ist nicht mehr unbedingt selbstverständlich – und bedeutet für Mütter auch nicht mehr die Aufgabe des Berufs. Die Erwerbstätigkeit wird für eine Weile reduziert, aber später wieder hochgefahren.

Auch dieser Einschnitt ist aber für Frauen immer noch viel drastischer als für Männer. Männer arbeiten allenfalls eine Weile 80 Prozent und kümmern sich dann am Freitag um den Jonas und die Leonie.

Auch hier zeigt sich bei den Befragten eine komplementäre Logik. Für die Frauen sind es die Bedürfnisse der Kinder, die definieren, was an Erwerbsarbeit daneben noch möglich ist. Bei den Männern wird vom Job aus gedacht und geschaut, was sich daneben an Freiraum für die Kindererziehung aushandeln lässt. Sie denken eher nach der Logik «100 Prozent minus x». Aber auch für die Männer sind Kinder heute ein wichtiger Teil des Lebens, sie wollen an ihrem Alltag Anteil nehmen und Zeit investieren. Was am Ende für die einzelnen Familien resultiert, kann näher beim Ernährer-Hausfrau-Modell liegen oder näher bei halbe-halbe.

Aber die Aufteilung ist Verhandlungssache. Sie ist nicht mehr zum Vorneherein klar.

Das ist die grosse Veränderung. Es gibt kein Standardmodell mehr. Jedes Paar muss selber schauen, wie es sich arrangiert. Wir sehen also: Die alten Rollenvorbilder haben einen grossen Teil ihrer Deutungsmacht eingebüsst. Sie sind noch in den Hinterköpfen, aber nicht mehr als sture Vorgabe.

Lass uns noch über die «neuen Väter» reden: In der Erinnerung an die eigene Kindheit schildern die von dir Befragten – 1980er-Jahrgänge – ihre eigenen Väter – 1940er- oder 1950er-Jahrgänge – als Sonntagsväter. Ihre Abwesenheit wird kritisiert, die Versorgungsleistung nicht spezifisch gewürdigt.

In dieser Wertung sieht man, wie stark sich das Vaterbild verändert hat. Damals war ein

guter Vater einer, der das Geld nach Hause bringt. Er hat seine Kinder gern und fährt mit der Familie am Sonntag auf die Rigi. Heute erwarten die jungen Erwachsenen mehr. Der Vater soll nicht nur weiterhin den Hauptteil des Geldes verdienen, sondern auch im Alltag viel Zeit mit seinen Kindern verbringen. Das umzusetzen bringt aber für die heutigen Väter beträchtliche Schwierigkeiten mit sich.

Einer sitzt vielleicht um 17 Uhr im Büro und müsste dringend einen Bericht fertig schreiben, der morgen um 8 Uhr beim Chef liegen muss. Gleichzeitig müsste er den Buben vom Hort holen und ins Fussballtraining bringen.

Die Gesellschaft hat es in der Hand, aus solchen Situationen entweder Zerreisproben zu machen oder sie zu entschärfen. Meines Erachtens muss sich die Erwerbswelt darauf einstellen, dass Menschen Betreuungspflichten haben, Männer genau so wie Frauen, dass sie nicht immer präsent sein können und dass sie verschiedene Lebensbereiche koordinieren müssen. Und gleichzeitig muss die Gesellschaft mehr tun für die familien- und schulergänzende Kinderbetreuung.

Aus deiner Forschung geht interessanterweise hervor, dass die Aufgabenverteilung auch im kinderlosen Paarhaushalt nicht ohne Tücke ist. Viele verfahren nach dem Modus «Jedes macht, was gerade ansteht» – mit dem Effekt, dass Frauen den grösseren Teil der Hausarbeit übernehmen. Auch ganz ohne Kinder, bei beidseitig voller Berufstätigkeit.

Der kinderlose Paarhaushalt ist ein gutes Beispiel dafür, dass wir alte Normen im Hinterkopf haben, die uns immer wieder hineinfunkeln, auch wenn wir überzeugt sind, eine faire Aufteilung zu treffen. Es ist ja kein Zufall, dass es dann doch immer die Frauen sind, die mehr leisten...

Oder greifen Frauen einfach schneller zum Staubsauger und zum Putzlap-





pen? Während Männer sich vom selben Grad an Sauerei noch nicht gestört fühlen?

Solche Stereotype basieren auf einem Teufelskreis. Es gibt gegenüber einer Frau eine höhere Erwartung, dass sie – sagen wir mal: Fenster putzen kann. Aufgrund dieser Norm tut sie es auch öfter und kann es tatsächlich besser als ihr Mann, weil sie's ja nicht zum ersten Mal tut. Durch ihre Erfahrung sieht sie auch eher, wann es wieder nötig ist. Folglich einigt sich das Paar dann meist ganz rational darauf, dass besser *sie* die Fenster putzt. Und so bestätigt sich das Vorurteil, dass Frauen besser putzen können oder Dreck schneller sehen. Es muss sich noch nicht mal um ein Paar handeln; die Regel gilt auch in einer WG: Wer fühlt sich stärker verantwortlich für Ordnung und Sauberkeit, etwa wenn Besuch kommt?

Der Reputationsschaden bei Unterschreitung gewisser Standards trifft eher die Frau.

Solche Normen wirken, auch wenn man sich ihrer nicht bewusst ist. Man sagt nicht mehr: Das muss eine Frau machen, weil das Frauensache ist. Das darf ein Mann nicht machen, weil ein Mann das nicht kann. Die grosse Veränderung, die wir erreicht haben, ist, dass das Geschlecht nichts mehr fix zuweist oder verwehrt – ein solcher Ansatz wäre bei jungen Menschen heute völlig inakzeptabel. Wir sind individuell, sagen sie. Wir haben unsere je eigenen Stärken und Vorlieben. Aber auf der Ebene der Gewöhnung wirken die alten Muster fort. Ihre Veränderung braucht Zeit. Man kann es so oder so betrachten. Man kann es als Erfolg sehen: Heutige junge Männer können Dinge, die ihren Vätern verschlossen blieben. Oder wir haben die Wahrnehmung, dass das alles doch zu zäh, zu zögerlich vorwärtsgeht.

So wie die Rollenmuster bei den Jüngeren noch irgendwie fortwirken, haben die Gleichstellungs- und Aushandlungsansätze aber

auch bei Älteren Einzug gehalten. Ich kenne Paare, die eine rollengeteilte Ehe geführt haben. Jetzt wird der Mann pensioniert. Er möchte ja durchaus im Haushalt mitwirken, und seine Frau begrüsst das. Aber was er auch anpackt, es ist dann doch nicht zu ihrer Zufriedenheit. Da bringt er doch wieder das falsche Fleisch vom Einkaufen...

Sie hat ja auch 40 Jahre Vorsprung... Und es ist nie leicht, wenn jemand in eine Domäne eindringt, die ich jahrelang allein bewirtschaftet habe. Für die älteren wie die jungen Menschen aber lautet meine Message: Denkt dran, dass die Geschlechternormen nicht einfach verschwunden sind. Überlegt euch gut, welche Aufteilung fair ist. Warum kann ich das besser? Wäre es nicht sinnvoll, dass wir es beide können? Sind die Lasten gerecht verteilt? Etwas Ähnliches gilt bei Anstellungen: Unsere einzige Chance, den Ungerechtigkeiten abzuwehren, ist, dass wir um das Ungleichgewicht wissen, um unsere Neigung, Männer und Frauen unterschiedlich zu beurteilen. Wir müssen uns also selber überlisten und ganz bewusst Gegensteuer geben. Ein grosser Schritt in Richtung Gleichberechtigung ist geschafft, aber die weiteren Schritte folgen daraus nicht automatisch.

Eine wichtige Erkenntnis deiner Studie ist sicher die Beobachtung, dass Probleme, wo sie auftreten, nicht als gesellschaftliches Phänomen, sondern als individuelles Versagen gehandhabt und erklärt werden. Im Stil von: Ich bin Kinderbetreuer geworden, ich wollte es so, da brauche ich mich jetzt nicht über den mageren Lohn und die fehlenden Aufstiegschancen zu wundern. Ich habe Karriere gemacht im Beruf, da bin ich jetzt halt selber schuld, dass ich meine Kinder höchstens in schlafendem Zustand kenne...

Das ist die Kehrseite der Individualisierung. Dass man typische und untypische Wege einschlagen kann, ist zwar eine grosse Befreiung.

Aber auch die hat einen Preis. Nämlich: Ich fühle mich selbst verantwortlich für das, was mir geschieht. Ich denke, ich hätte das Loch selber gegraben, in dem ich sitze. So gerät aus dem Blick, dass die Gesellschaft veränderbar ist. Und dass viele Probleme struktureller, nicht individueller Natur sind. Tausende Paare kämpfen damit: Wie machen wir das mit der Kinderbetreuung? Krippe? Oma und Opa? Tageseltern? Tausende suchen nach individuellen Lösungen, wursteln hier und basteln dort und haben das Gefühl, ihre Situation sei besonders schwierig. Statt dass ein gesellschaftlicher Diskurs in Gang kommt darüber, wie wir in unserer Gesellschaft, in der meist beide Eltern erwerbstätig sind, eine gute Kinderbetreuung sicherstellen können. Oder warum gewisse Berufe so schlecht bezahlt sind.

Mag sein, dass es schon revolutionäre Generationen gab als die heutige... Aber zum Schluss die Frage: Tun wir Gewerkschaften das Richtige? Mir scheint, dass auf viele der Fragen, die wir heute angesprochen haben, unsere beiden grossen alten Forderungen – nach mehr Lohn und nach kürzerer Arbeitszeit – noch immer die richtigen sind.

Ich denke, dass die Gewerkschaften durchaus auf Kurs sind. Man kann es auch ganz geschlechtsneutral formulieren: Jeder Job, egal ob er von einer Frau oder von einem Mann ausgefüllt wird, muss es erlauben, a) sich selber durchzubringen und b) Verantwortung und Sorge für andere Menschen zu übernehmen, ob das Kinder seien oder die Eltern oder kranke Angehörige. Bei frauentypischen Berufen steht folglich eher die Lohnproblematik im Vordergrund, bei männertypischen eher die Frage der daneben verfügbaren Zeit. Aber es bleibt natürlich ein Rundumjob auch für den VPOD, in allem, was er tut, in Texten, Bildern, Aktionen und Kampagnenslogans, die Geschlechterproblematik mitzudenken und die eigene Praxis zu reflektieren.

